

Der Fall an der Met



Fabio Luisi springt für den gestürzten James Levine an der New Yorker Metropolitan Opera ein, Rolando Villazón präsentiert sich nach der Krise als gefestigter Künstler in München, und Basel wagt schon jetzt einen Ausblick auf das Verdi-Jahr 2013.

Die Ouvertüre kommt erst vor dem zweiten Akt. Eine Viertelstunde wird an der Staatsoper Hannover nur geredet. Eine Frau liegt dabei auf der Couch. Ein Doktor hört zu. Und auch sonst ist in diesem Musical von 1941 alles anders als sonst. Denn die opulenten Sing- und Tanznummern sind wie Miniopern in ein cleveres Sprechstück eingewoben. Sie verkörpern die Alpträume und Wünsche der Hauptdarstellerin. Drei der größten Broadway-Talente haben „Lady In The Dark“ geschrieben. Moss Hart, Ira Gershwin und der eben in die USA emigrierte Kurt Weill. Heute ist die, zugegeben anspruchsvoll aufwendige Dame im Dunkel, der ihre 70 Jahre eigentlich nicht anzusehen sind und die in Deutschland zuletzt 1984 ins Scheinwerferlicht treten durfte, das Musical der Stunde. Und das nicht nur, weil einige der Weill-Songs, wie

Im Mittelpunkt: die beinharte Herausgeberin eines berühmten Fashionmagazins, die sich nicht einmal mehr zwischen zwei Titelbildern entscheiden kann. Liza Elliot ist in der vokal wie dramatisch hinreißenden Anverwandlung von Winnie Böwe eine weich gezeichnete Mischung aus Anna Wintour und Miriam Meckel. Wunderbar souverän bewegen sich hier unter Matthias Davids' scheinbar lässiger Regie die Darsteller. Dieses intelligent funkelnde Weill-Juwel findet hoffentlich bald Nachspiel Liebhaber. Die Komische Oper Berlin soll schon nachdenken.



Der Sack Reis, der in China umfällt: Er kommt einem unweigerlich in den Sinn, als bekannt wurde, dass James Levine in Vermont gestürzt ist. Das ist nicht schön, in seinem Fall sogar sehr tragisch. Denn der seit 40 Jahren als Musikchef der New Yorker Metropolitan Opera amtierende Levine ist inzwischen ein Problembär. Rückkehr ungewiss. Die Premieren von „Don Giovanni“, „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ musste er absagen. Levine wird ersetzt durch Fabio Luisi – und jetzt beginnt der Dominoeffekt,

Füßescharren für die Levine-Nachfolge ansehen. Ihren Hauptwohnsitz hat seine Familie bereits an den Hudson verlegt.

Der Met-Musikchef ist einer der prestigeträchtigsten Posten. Doch dem wenig charismatischen, aber machtbewussten Intendanten Peter Gelb wird ein eher kühles Verhältnis zu Luisi nachgesagt. Er braucht ihn, aber nicht allzu sehr. So lässt Gelb Luisi dem Wurstzipfel hinterherhecheln. Selbst wenn der den Posten bekäme, so weitreichende Kompetenzen wie Levine würde er nie erhalten. Es kann nur einen König im Lincoln Center geben. Dumm nur, dass Luisi ab Sommer 2012 einen Vertrag als Generalmusikdirektor der Oper Zürich hat. Aus Zürich kam deshalb postwendend die Eilmitteilung, dass Luisi selbstverständlich alle Verpflichtungen erfüllen werde. Wer's glaubt. Luisi lässt zurzeit auch die Wiener Symphoniker allein, wo er ebenfalls Chef ist. 2013 ist dort aber sowieso Schluss. Und damit der Weg an die Donau frei für Philippe Jordan, den Pariser Opernmusikchef. Was doch ein einziger Fall so alles auszulösen vermag.



Die Oper: ein Wechselspiel aus Sein und Schein, Wein und Wirklichkeit, Alkoholnebel und bitterer Erkenntnis. Eine Frau in vieren, Traumbilder, Nachtmahre, ein sich Verlieren in der Vergangenheit und den verpassten Gelegenheiten. Eine Künstlertragödie, die bitter Lachen macht – „Hoffmanns Erzählungen“ von Jacques Offenbach. Der Sänger: schnell aufgestiegen wie kein Tenor in den letzten dreißig Jahren, sich verströmend auf der Bühne und für sein Publikum. Dafür über alles geliebt, weil



Fotos: Jörg Landsberg/Staatsoper Hannover

Selten gespielt, aber eine echte Bereicherung: Kurt Weills Broadway-Musical „Lady In The Dark“ in Hannover.

„My Ship“, „One Life To Live“ oder die anzügliche „Saga Of Jenny“, längst Standards geworden sind. Es geht nämlich um Erschöpfungszustände und Psychoanalyse, Freudiana und Frigidität, Nerven und Neurosenkavaliere, Mode und mentale Ausfälle: Burn-out am Broadway also.

der den personell überschaubaren Klassikbetrieb durcheinanderwarf. Luisi sagte Auftritte in Rom, Wien und San Francisco ab, Einspringer mussten her, dafür wurde er von der Met mit dem Titel „Principal Conductor“ belohnt. Man darf Luisis Zugeständnisse als

Bunt geht es zu in Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen“ an der Bayerischen Staatsoper in München. Diana Damrau glänzt in allen vier Frauenrollen, während Rolando Villazóns Auftritt nur eine Botschaft bei Opernfans auslöste: „Rolandino is back!“



Fotos: Wilfried Hösl/Bayerische Staatsoper

die Botschaft, die Freude am eigenen Tun und Talent so direkt ankam. Ein Clown unter Tränen, getrieben von seiner Extrovertiertheit. Durch zwei Stimmkrisen ist er gegangen, gestrauchelt, hat im Fernsehen als Unterhalter und als Regisseur einen Ausweg gesucht; aber von der Oper nicht lassen wollen, nicht können. Und ist jetzt wieder da. Nicht mehr so hell leuchtend wie früher, aber mit einer Sicherheit vor sich selbst, die lange verschwunden schien – Rolando Villazón.

Richard Jones hat diese janusköpfige Opéra fantastique am Münchner Nationaltheater griffig, aber allzu plan inszeniert. Zwischen Lemuren steht aber – neben der umwerfenden Diana Damrau in allen vier Frauenrollen – ein Mensch. Rolando Villazón. Seit er im April 2010 nach seiner Stimmbandoperation den zweiten Neustart gewagt hat, dosiert er in der Oper extrem, um sich – endlich schlau geworden – zu schonen. Die Bestie Publikum will immer alles, der Sänger muss es füttern und gleichzeitig im Zaum halten. Villazón hat wohl endlich gelernt, von den Zinsen seines Materials zu leben und nicht von der Substanz. Die Karriere scheint gerettet. Hoffmann, früher eine Paradedpartie, mit der der Tenor London, Paris, Wien im Sturm erobert hat. Immer am Limit, herrlich verrückt. Der neue Villazón und der neue Hoffmann singen mit kleinerer Stimme, reflektiert, sich den langen Abend einteilend. Und doch ist da sofort wieder dieser Klick mit dem Zuschauer, die Chemie einer Persönlichkeit, die nicht zu unterdrücken ist. Auf dem Timbre ist oft ein Grauschleier, das Licht in der Höhe scheint verschwunden, blitzt manchmal auf, etwa im Duett mit der venezianischen Kurtisane Giulietta. „Ivresse inassouvie“, „unbezwingbarer Rausch“ wird da beschworen, und jetzt sind die Vokalschleusen offen. Da steht eine gestalterisch runde

Figur unverwechselbar wuschelköpfig und mit zuckenden Augenbrauen da. Rolandino is back! Erlöster Applaus.



Es ist Wagner-Jahr. Bald! 2013! Die Bayreuther Fanfaren posaunen es längst vernehmlich vom Grünen Hügel. Die Opernwelt rüstet sich. So manche überbeschäftigte Brünnhilde wird bis dahin freilich ziemlich heiser sein. Und der eine oder andere Fliegende Holländer



Ganz zärtliche Verdi-Blödelei mit melancholischen Untertönen: Marthalers Opern-Collage in Basel.

wird sicher noch vom Regietheaterwinde verweht. Aber 2013 ist auch Verdi-Jahr. Die beiden Musiktheatertitanen des 19. Jahrhunderts waren nämlich gleich alt. Im Sachen Giuseppe scheint aber noch nicht viel los. Sicher, in Parma gab es mal die Idee, alle 28 Opern auf die Bühne zu bringen, schließlich wurde er in diesem Herzogtum geboren. Nichts ist davon mehr zu hören. Aber was erwartet man gegenwärtig noch von italienischer Kulturpolitik – selbst im Mutterland der Oper? Auch gebündelte Spielplanüberlegungen anderswo – der Risorgimento-Verdi, der antiklerikale, der Galeerenjahren-Verdi, der Schiller-, Shakespeare-, Hugo-, Byron-Verdi – Fehlanzeige!

Überhaupt scheint der doch sehr diesseitige, handfeste Verdi, anders als der mythenschwangere, durchgeknallte Wagner, für irgendwelche Projektideen mit und um ihn nicht so anfällig. Doch hat am Theater Basel Christoph Marthaler eine klanglich monothematische Collage herausgebracht, bei der schon der Titel wie eine Opernarie klingt: „Lo stimolatore cardiaco – una soluzione transitoria con sopratitoli in tedesco e musica italiana di Giuseppe Verdi“. Dieser „Herzschrittmacher“ als „Über-

gangslösung mit deutschen Übertiteln und italienischer Musik von Verdi“ ist eine typische Marthalerie geworden, ruhig dahinfließend, um nicht zu sagen: schläfrig, der Verdis immergrüne Melodien in unerwarteten Situationen vitalisierend dramatische Impulse geben. Eine spinöse Blödelei mit melancholisch-kontemplativen Untertönen,

längst altvertraut, immer wieder schön, bisweilen kaugummizäh, dabei zart und zärtlich, ja versöhnlich in der Musik schwimmend.

Bleiben Sie im Rhythmus!

Ihr

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.